

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 187.

Montag, 20. Juli.

1931.

Derby / Roman von Ernst Klein.

(8. Fortsetzung.)

„In den Ställen ist man natürlich auf alles vorbereitet. Aber ich werde doch selbst nachsehen; das Gewitter scheint es ja auf uns abgesehen zu haben.“

Er ließ sich einen Regenmantel und eine Laterne kommen. Sie erhob sich, lief zu ihm hin und sah ihn bittend an. „Kann ich nicht mitgehen, Herr Baron?“

Dicht vor ihm stand sie. Ihre grauen Augen leuchteten in die seinigen, und er fühlte den warmen Hauch ihrer Lippen. — — — Entzückend sah sie aus. — — —

Kitty! Mit aller Gewalt rief er sich den Namen ins Gedächtnis zurück.

„Das ist nicht möglich, Fräulein Edith“, sagte er, und seine Stimme klang heiser und unnatürlich. „In solchem Wetter bleibt man als junge Dame schön artig am Feuer sitzen.“

„Aber ich ängstige mich so!“

„Frau Norton ist jetzt wach und wird Ihnen zittern helfen. Ich bin gleich wieder da.“

Und ohne sich auf eine weitere Debatte einzulassen, lief er davon. Froh war er, als er dann im Sturm und Regen stand und seine erhitzten Sinne sich abkühlen konnten, und machte sich Vorwürfe, daß er sich von der Situation beinahe hatte überwältigen lassen. Er war alles, nur nicht leichtfertig, und er hätte es sich nie vergeben, wenn er Kitty untreu geworden wäre.

In den Ställen war alles in Ordnung. Sie waren hell erleuchtet; Wetter, Ludwig und Waschel waren ebenso wie das ganze Personal auf ihren Posten und gingen von Bog zu Bog, um die Pferde zu beruhigen. Waren auch nur wenige der Tiere aufgeregte. Die meisten lagen auf ihrem Stroh.

Als Reiffenberg in die Halle zurückkam, fand er seinen Gast und Frau Norton in eifriger Unterhaltung über die Dienstbotenfrage. Er beteiligte sich nicht an dem Gespräch, sondern setzte sich hin und mißte sich einen Whisky und Soda. Die Stimmung war verfliegen. Der Zauber, wenn auch nicht verdrängt, so doch abgeschwächt. Edith blickte nicht zu ihm hin, sondern hörte mit krampfhafter Aufmerksamkeit die Lamentationen der guten Norton über die Unzuverlässigkeit der gegenwärtigen „Stücke“ an.

Und als die Neuenburger Uhr auf dem Ramin zehn Uhr schlug, erhob sie sich, gähnte ostentativ und wünschte beiden gute Nacht.

„Schlafen Sie gut in meinem Hause, Fräulein Edith!“, sagte er, als er ihre Hand ergriff.

Aber sie schlief schlecht, sehr schlecht. Konnte zuerst gar nicht einschlafen. Immer wieder und wieder mußte sie an die Minute denken, da sie und Reiffenberg so dicht aneinander gewesen waren. Gott sei Dank, er ist vernünftiger als ich, schalt sie sich selbst; ich hätte nicht gewußt, was tun, wenn er mich geküßt hätte. Und als sie endlich einschlief, träumte sie wirres, schreckliches Zeug. Träumte, daß sie Isabel in einem Rennen auf Tod und Leben gegen Peter junior fuhr, der von irgendeiner schemenhaften, unsichtbaren Gestalt gelenkt wurde. Ein Kampf war es, ein furchtbarer Kampf, der damit endigte, daß sie sich selbst mit dem eigenen Sulkys überfuhr. In Schweiß gebadet erwachte sie.

Das Gewitter hatte sich endlich entschlossen, abzu-

(Nachdruck verboten.)

ziehen. Schön war die Nacht geworden, und in ihr Zimmer schien freundlich der Mond. — Sie öffnete das Fenster und lehnte sich hinaus. Weich war die Luft, und hell erstrahlte der Himmel. Da wurde die moderne, selbstlichere Edith Marwin sentimental. Die Tränen traten ihr in die Augen.

„Ich habe ihn ja so lieb, so wahnsinnig lieb!“, flüsterte sie vor sich hin.

9.

Der große Moment war da!

Isabel betrat die Bahn. Allgemeines Erstaunen und Hässereden, als man sie erblickte. Reiffenberg gehört sie? Der soll doch ein paar sehr gute Pferde im Stalle haben? Er züchtete doch immer gute Pferde und hatte selbst die besten auf der Bahn? Diejenigen, die „Beziehungen“ hatten, wußten sogar, daß Isabel als die Beste unter diesen Besten galt. Sie wurde rasch der Geheimtyp, und zwar so geheim, daß sie bis auf pari hinuntergewettet wurde. Das ist viel für ein unbekanntes Pferd in einem Maidenrennen. Es standen noch ein paar Rennen auf dem Programm, aber das Hauptinteresse galt dem Erscheinen des neuen Stars. Alle Welt war begeistert. Alle Welt hoffte zu gewinnen.

„Nun, Barady?“, fragte Reiffenberg den Trainer, als dieser vom Sattelplatz auf die Bahn hinauszufohren sich anschickte.

„Ich weiß es selbst nicht, Herr Baron“, antwortete der Ungar. „Ich sage Ihnen jetzt noch, ich habe nie ein besseres Pferd in der Hand gehabt. Aber wie sie sich im Rennen macht? Das werden wir in zehn Minuten wissen.“

Kurz herausgesagt, Isabel machte sich in diesem Rennen gar nicht. Als sie an den Start kam und nicht weniger als neun Pferde um sich sah, fing sie an zu schwitzen, warf die Ohren zurück. Barady, der diese Anzeichen kannte, wußte Bescheid. Zu allem Unglück hatte er noch eine Startnummer mitten im Felde, und als der Fahrer neben ihm zufällig mit seinem Hengste Isabel zu nahe an den Leib kam, geriet diese außer Fassung. Im Nu stand sie auf den Hinterbeinen.

Auf den Tribünen ungeheure Aufregung! Schreien! Lärmen! — — Reiffenberg zitterte am ganzen Körper, so packte ihn der Moment. Kitty war neben ihm, bleich und nicht minder erregt.

„Du hättest das Pferd nie auf die Bahn schicken sollen!“, flüsterte sie ihm zu.

Das Feld brach ganz und gar auseinander. Es dauerte lange, bis Fräulein Isabel ihre Extravertstellung einstellte und sich dazu bewegen ließ, an den Ablauf zu gehen. Hier — neuer Spektakel. Das Wenden am Start war immer für sie eine schwierige Sache gewesen, und jetzt schon gar! Das Publikum fing an ebenso unruhig zu werden wie die Pferde. Pfiffe ertönten. — — Der Starter schlug drei Kreuze und ließ das Feld los. Isabel, aufgeregt wie sie war, kam erst in Schwung, als die anderen bereits dreißig, vierzig Längen vor ihr waren. Konnte sie diesen Vorsprung bei dieser kurzen Distanz einholen? Barady wußte, daß

ne es konnte. Er biß die Zähne zusammen und gab ihr den Kopf frei.

Totenstille legte sich über den ganzen weiten Platz, als Isabel jetzt endlich ernst machte. Die Leute waren starr, als sie die Pace sahen, mit der der Falbe über die Bahn flog. Im Nu war sie beim Rudel, und im Bogen konnte Barady sie bereits neben das führende Paar legen.

„Isabel gewinnt! Isabel — —! So 'ne Kanone — — Im Schritt gewinnt sie — —!“ So schrien und kreischten Hunderte und Hunderte von Stimmen. Alles stand, alles wartete auf den Moment, da jetzt die drei Pferde Kopf an Kopf in die Gerade bogen. Reiffenberg, dem es um mehr ging, als um diesen einen Sieg, beugte sich weit vor und — aus Marvins Pöge sah er die grauen Augen Ediths auf sich gerichtet. Sah in ihnen einen stillen Gruß von Freude und Jubel. — „Sie gewinnt nicht“, hörte er Kitty neben sich knirschen.

Und Isabel gewann auch wirklich nicht. In dem Moment, da sie an den beiden Pferden vorbeigehen sollte, sprang sie an, sprang, und selbst Baradys Kunst gelang es nicht, sie im Trab durchs Ziel zu bringen.

Die Enttäuschung war groß, und finstere Blicke folgten dem Pferde, als es schäumend und schraubend in den Stall zurückging.

„So ein Schinder, so ein verfluchter!“, machte einer aus der Menge seinen verletzten Gefühlen grimmig Luft. Reiffenberg, der das hörte, fuhr herum, sah nur höhnische und wütende Gesichter, besann sich und ging achselzuckend weiter. Am Stall stieg Barady ab, klopfte dem Pferde den Hals und sagte:

„Herr Baron, wenn uns die Isabel auch heute blamiert hat, sie gewinnt das Derby nächstes Jahr. Das schwöre ich Ihnen!“

Reiffenberg wußte selbst nicht, was ihn veranlaßte, diese Rede seines Trainers für ernst zu nehmen.

„Schwören Sie mir das wirklich, Barady?“, fragte der Baron.

„Ich schwöre, Herr Baron!“

„Nun, dann kann man ja gleich gratulieren“, sagte eine Stimme hinter ihnen. Marvins war ganz leise herangekommen und stand jetzt da, freundlich und voller Sympathie. Edith war neben ihm, bleich und zitternd.

Aber die Augen leuchteten, denn sie hatte ebenlogut wie ihr Vater die Worte Baradys gehört.

10.

Barady hielt mit Isabel Zwiesprache. Sie stand in ihrer Box und knabberte kokett an ihrem Hafer, ganz und gar ohne jede Scham über ihr schmachvolles Benehmen am letzten Renntage. Barady hatte seinen Arm um ihren Hals gelegt und kraulte sie zärtlich im Stirnhaar.

Merkwürdig — wie dieser verschlossene, finstere, jedem Menschen gegenüber schen sich zurückziehende Mann ein anderer wurde in der Gesellschaft von Tieren. Lustig konnte er werden sogar, konnte lachen und scherzen. Und seine harten, knochigen Finger liebten seine Pferde, wie Frauenhände nicht zärtlicher es vermocht hätten. Isabel hatte er in sein Herz geschlossen. Just so wie ein Reiffenberg sich von ihr nicht trennen wollte, weil sie ihre Fehler besaß, gerade so liebte Barady sie.

„Du weißt, daß du dich ganz schrecklich benommen hast“, sprach er zu ihr und zupfte sie scherzhaft am Ohr. „Du hast mich beinahe um meinen Ruf gebracht, und unserem Patron hast du einen schönen Schrecken eingejagt. Darf man so etwas?“

Das Tier, der leisen, zärtlich gedämpften Stimme gewohnt, wendete den Kopf zu ihm und schaute ihn mit seinen großen, melancholisch leuchtenden Augen an.

„Gelt, du siehst es ein?“, fuhr er fort. „Na — du wirst dir schon Mühe geben, es richtig zu erlernen.“

Isabel schraubte bejahende Antwort. Barady lachte zufrieden vor sich hin und griff in die Tasche,

um ihr ein großes Stück Zucker in die Zähne zu schieben.

Tag für Tag nahm er sie nun vor. Brachte ihr vor allen Dingen das Starten in zahlreicher Gesellschaft bei. Winkfield und zwei, drei Stallburschen halfen. Und der Amerikaner, Sportsmann durch und durch, war mit demselben Feuereifer bei der Sache, die Barady selbst.

„Wäre ein Jammer, wenn das Pferd nicht richtig in Gang gebracht würde“, sagte er mehr als einmal zu dem Ungarn. „Wenn ich sie heute so sehe, tut es mir leid, daß ich mich nicht selbst an sie herangetraut habe. Aber ich habe zu viele Pferde. Ich kann mich mit einem Tiere nicht so abgeben. Tut mir leid — wirklich sehr leid.“

Barady sagte nie etwas dazu, nickte nur.

Reiffenberg kam fast jeden Tag zur Arbeit hinaus und kletterte, sowie er Gelegenheit hatte, selbst auf einen Sulk, um zu helfen, denn sein Sportsblut wurde warm, sah er die ernste Arbeit der anderen. Wie Barady als Trainer seinen Stolz darin setzte, aus Isabel das zu machen, wozu sie ihrer Veranlagung nach bestimmt war, so versteifte Reiffenbergs Ehrgeiz sich auf dasselbe Ziel.

Isabel wurde Herrin seines Denkens, seines Hoffens. Er konnte über fast nichts anderes mehr sprechen, als über Isabel, über ihre Fehler, ihre Aussichten. — — —

Frau Kitty kam nie mit auf die Bahn.

„Ich habe mein Geschäft, das ich nicht vernachlässigen kann“, sagte sie. „Am Vormittag rufen mich die Leute an, es kommen Kunden — ich bin kein Freiherr und muß mich schwer um mein Geld plagen.“

„Aber du hast ja selbst Pferde im Training“, entgegnete er.

„Die sind bei Barady gut aufgehoben. Ich weiß auch, daß du nach ihnen immer siehst. Ich muß mich schon damit begnügen, dabei zu sein, wenn sie gewinnen. Und dann — Joachim, wie ich dir schon neulich sagte, ich kann mich mit dir nicht so oft zeigen, ich habe Rücksichten zu nehmen.“

Er lachte.

„Ich verstehe dich nicht. Im Theater, im Restaurant ziehst du die Woche mit mir auf. Du läßt dich sogar mit mir zusammen einladen! Oder kürdest du die Gefühle Winkfields oder gar des Herrn Barady zu verletzen, wenn du mit mir hinauskommst?“

„Vielleicht!“

Reiffenberg schüttelte den Kopf dazu. Er verstand sie wirklich nicht. War es Laune?

Noch etwas verwunderte ihn — sie nahm nie von ihm Geld, obwohl sie mehr als einmal ihrer Kasse auf den Grund schauen mußte. (Fortsetzung folgt.)

Kornreise.

Winddurchrauschte Felder der Ähren
Reigen golden die Halme im schweren
Regen der Reife. Bunt lobert der Tag.
Wurzhaut weht aus dem Tannenhag.
Buchwald entbreitet samtenes Grün
Um die wellig gewölbten Äder hin.
Die Grillen summen, die Falter im Schwanken
Fluge huschen wie helle Gedanken
Und Sonne verströmt sich mit flammendem Strahl
Über sommerlatte Hügel im Tal.
Weiß wandern durchs Blau die Wollensegel,
Umkreist von Zwitscherschwärmen der Vögel.
Rings hebt sich Atem düstschwer aus dem Grunde
Und rinnt in den Frieden gelegener Stunde,
Indes schon die Sense gebengelt zum Schnitt
Und feldentlang stapft des Mähers Schritt.
Doch ehe entraft das Ährengold
Und mählich die Sonne im Dämmer verrollt,
Will sich der Sommer lichttrunken verschwenden,
Schönheit spenden mit vollen Händen;
Und hoch aus Wollen, unsichtbar im Raum,
Schwinat Lärchenjubel, von Sonnentraum
Ein Lied, von Reife und blaugoldnem Glühn
Gleich einer Silberperlenkette himmelwärts zu ziehn.
Heinrich Heis.

Bodensee-Sommer.

Von Hans Gäßgen.

Bad im See.

Von Singen aus, der Stadt am Hohentwiel, fahren wir hinunter zum See.

In der „Höri“ ist es herrlich zum Freibad.

Die Frösche quaken im Uferschilf, und die Eintagsfliegen schweben unablässig auf und nieder.

Weich schmiegt sich der Sand um unsere Füße.

Und nun hinein ins klare, fischdurchsichtige Wasser.

Vom Grunde her quellen kalte Ströme zu uns auf, der Spiegel aber läßt Wärme in uns einströmen, köstliche, milde Sommerwärme.

Drüben das Schweizer Ufer.

Hier die sanft ansteigenden Uferhänge, mit Landhäusern da und dort besiedelt, und im Hintergrunde der Hegau mit seinen seltsam geformten, von Geschichte und Sage umschlungenen Bergen.

Rast in der blühenden Wiese.

Dunkle Glockenstimmen der Hummeln und Bienen fallen in unser Ohr.

Tausend Blumen grüßen uns und betten uns weich, wie mit sorgenden Mutterhänden.

Zwischen Tag und Traum ist unsere Seele.

Nur noch ein Teil sind wir der wunderbar sich breiten- den Landschaft, Bruder und Schwester der Wiese, des knorrigen Weidenbaumes, der silbergrauen Fische, der sanft klingenden Wasser, des dröben groß und gelassen schweben- den Reihers . . .

Quelle der Rätsel.

Durch Singen strömt die Aach klar und kalt.

Heute bin ich an der Quelle dieses nur wenige tausend Meter das Land durchquerenden Flusses gewesen.

Deutschlands größte Quelle!

Quelle der Rätsel!

Auf schwankem Steg stehend, schaue ich hinab in die von unerforschten vielleicht für immer unerforschlich bleibenden Kräfte rudweise hochgestoßenen Wassers.

Ein Teil der versicherten Donau sei es, der hier zu Tage trete, sagen die Gelehrten; durch Färbung des Wassers hat sich die Richtigkeit dieser Annahme ergeben.

Aber welche Kräfte die Wasser hochtreiben, daß sie wie warme Quellen sprudeln, bald sprinabrunnengleich sich über den Spiegel erhebend, bald nur sanfte, kaum wahrnehmbare Sprudel erzeugend, das weiß man nicht, das kann man nur vermuten, das gibt Rätsel auf, immer wieder . . .

Sorglos waten wenige Meter unterhalb der aus gewaltigen Tiefen aufsteigenden Quelle Kinder und fischen Wasserpflanzen auf, die in ihren raffenden Händen im Augenblick aus prangendem, die Fluten herrlich durch- lichtigendem Grün, zu einem wellenden Nichts werden . . .

Sorglos die Kleinen, weißen Enten, wie aus Porzellan gestaltet . . .

Und über der Quelle ich, ein einsamer Mensch, immer nachsinnend dem Rätsel, das unter mir brodet und schwillt, frist und steigt und keine Antwort gibt auf barrende Men- schenfrage.

Groß ist der Mensch, sagen die einen . . .

Ein Nichts ist er, meinen die anderen . . .

Und vielleicht ist Weisheit allein bei den Sorglosen, bei den über das Wasser gleitenden, von keinem Zweifel beirrten Tieren, bei den arglos spielenden Kindern . . .

Im Pfahlbaudorf.

Bei Unteruhldingen am Bodensee hat man an Stellen, wo man besonders schöne Funde aus Stein- und Bronzezeit gemacht hat, ein Pfahlbaudorf errichtet.

Auf Baumstämmen, die in den Seegrund gerammt sind, wachsen die Häuser auf, zur Linken die Siedlung aus der Steinzeit, die wir zuerst betreten.

Schiffgedeckte Hütten, keine Fenster, Werkzeuge aus Stein, mit unfassbarer Mühe gestaltet und doch schon manche Dinge, von unsern heutigen höchstens durch den Stoff, nicht aber oder kaum nach Form und Bestimmung unterschieden.

Dann drüben die Häuser der Bronzezeit: Das Herren- haus, die Häuser des Bronzegeiekers, des Töpfers, des Hirten . . .

Welche Entwicklung in einigen hundert Jahren!

Drüben nur nützliche Dinge, hier schon manches, das nur schmücken will, Schönheit ausstrahlt, schlichte, einfachste Schönheit: Verzierte Vasen, Broschen . . .

Drücken wie große Ameisenhügel die Öfen des Töpfers und Bronzegeiekers . . .

Aus der Dämmerung der Häuser, vor deren Fenster an der Wetterseite Schweinsblasen gespannt sind, wie gelbes Ölpapier, sind wir hinausgetreten in den Tag, der sich zum Scheiden rüstet.

Die Sonne steht tief und streicht mit goldenlichten Händen über das Wasser hin.

Die Wellen raunen und plaudern.

Wir lauschen, ob sie uns enthüllen das Geheimnis, das uns mit märchentiefen Blicken hier anschaut.

Aber sie raunen und plaudern nur und schweigen von dem Ungeahnten, das vielleicht auf dem Grunde des Sees schlummert, Menschenkraft unerreichbar und in sich bergend verunkeltes Geheimnis verunkelter Zeiten . . .

Bei den Königspinguinen auf Südgeorgien.

Von Dr. Ludwig Kohl-Earsen.

Der bekannte Forscher und Arzt veröffentlichte kürzlich ein neues Reiseverf. „An den Toren der Antarktis“ (Stredor und Schröder, Stuttgart). Seine Tatsachenberichte von dieser Reise, die ihn nach Süd- georgien führte, lesen sich wie ein abenteuerlicher Roman. Wir hören von Raubmöwen und Pinguinen, von See- Elefanten, die ihren Harem verteidigen, von gefahr- vollen Schlittenfahrten und Robbenjägern, von Ein- samkeit und Schneestürmen. Aus dem packend geschriebenen und reich bebilderten Buch geben wir nachstehend eine Leseprobe:

Am 30. November, an dem kurz nach Mittag eine Wetter- besserung eintrat, gingen wir bei mildem Wetter, bei 4 Grad Celsius, über das Vorland gegen den Lufasgletscher.

Nach einer Stunde ebenen Wanderns über fünf Bächlein, die auf Schneebrücken überschritten werden, ist man an dem Rande des Lufasgletschers, der in 15 Grad Neigung zu seinem Rücken ansteigt.

An seinem Rande entdeckten wir eine Königspinguinkolonie, die uns die nächsten Stunden wie im Flug verstreichen ließ.

Überlief man zunächst einmal das allgemeine Bild, so wurde es dadurch so sehr belebt, daß Junge im Flaumkleide, die wie Lebhühnchen ausliefen, kleine vollgefressene Bananen, zwischen den Erwachsenen sich herumdrückten, deren Kleid im Schnee und Eis der Umgebung als prächtigstes Farbmunder wirkt.

Eine ohrenbetäubender Lärm wie auf einem Jahrmarkt ging von der bunten Gesellschaft aus, besonders von den Jungen, die durch ein fortgesetztes Pfeifen und einen zweiten Laut, der am ehesten noch einer Schalmel zu entlocken wäre, den Haupt- ton angaben.

Man kann stundenlang wie in einem unwirklichen Traume das Bild auf sich wirken lassen, ohne es müde zu werden: den stillen Winkel, den Abfall des Gletschers, in der Bucht das Meer und steile Ketten am Kap Woodrovo-Wilson. Dann muß man sich gewaltsam von ihm losreißen, um Einzelbildern nachzugehen, die noch erfreulicher sind.

Wir behalten in all dem Wirrwarr einen kleinen brannen Kerl in den Augen und sehen, daß er vor einem erwachsenen Königspinguin steht, den Kopf leicht gebeugt wie ein gehorames Kind. Die Mutter geht einige Schritte den Schneehang hinauf; das Junge läuft nach, wie wenn tausend Sorgen auf die Schultern drückten. Es sieht aus, als ob den Jungen der Ernst des Daseins bedrückte und nicht die Mutter, die stolz und steif wie ein Lineal dahinschreitet.

Das Junge hat aber auch wirklich Sorgen, Nahrungsorgen. Unaufhörlich fährt sein Schnabel am Hals und Kopf der Mutter herum, um ihr zu zeigen, wo es fehlt. Dann verharrt wieder das Junge in seiner ergebenen demütigen Stellung. Da die Mutter nichts geben will, sinkt der Kopf um weitere zwei Zenti- meter in den Nacken zusammen. Erneut tritt eine Pause ein. Noch einmal ein Pfeifen des Jungen und ein Schnabeln an der Mutter, bis sich diese zur Fütterung entschließt, den Schnabel des Kleinen umgreift und die Nahrung nach Art dieser Tiere in den Hals des Jungen würgt. Der Fütterungsakt ist indes ein komplizierter Vorgang. Man kann schon vor der eigentlichen Fütterung die Bereitschaft der Mutter erkennen, die eigenartige Bewegungen mit ihrem Hals ausführt. Wenn das Tier gefüttert ist, folgen wieder als Abschluß fast einstimmende rhythmische Zudungen, die wohl den Weg der Speiseröhre wieder frei machen sollen.

Kein Junges ist mit einer einmaligen Fütterung zufrieden, und der Vorgang wiederholt sich in kurzen Zwischenräumen mehrmals.

Einmal aber will die Mutter absolut nichts mehr geben, läuft davon, und wir erleben wieder eine der herrlichsten Szenen: der steife Gang der Mutter, die einfach vor Stolz nicht mehr weiß,

wie sie gehen soll, und dahinter der humpelnde, schwere, in sein Schicksal ergebene junge Königspinguin.

Was aber spielt sich etwas abseits von diesen gebiegenen Familiennotwendigkeiten ab?

Da treibt bereits das erste Liebespiel zwei Pinguine zusammen. Sie stehen, nachdem sie sich eben geschnäbelt haben, fleißig wie Kerzen über dem Gang. Leben und Treiben um sie mag nichts mehr bedeuten. Ein dritter, der mit den Flügeln schlagend sich ihnen nähert, wird mit derselben Waffe abgewiesen. Erregt vibrieren die Flügel in der Luft, bis die beiden Tiere bewegungslos und erstarrt dastehen.

Nach Erfassen der Einzelbilder können wir schon gut dreifig Tiere erkennen, für die Streit und Liebe längst vorbei ist. Ein Wulst am Unterbauche verrät, daß sie schon ein Ei tragen und die Brutzeit begonnen hat. Königspinguine haben keine Nester und tragen das Ei in einer Längsfalte. Wie eine Schürze fällt die Federhaut über ihren Schatz, der in den eng zusammengepreßten Ständern außerdem eine vortreffliche Stütze hat. Zwingt man sie, wenn man näher kommt, zu kleinen Bewegungen und Ortsveränderungen, so gehen sie in kurzen krampfhaften Schritten, um das Ei nicht zu verlieren. Kommen sie wieder in eine ruhige Stellung, so bemerkt man, daß sie die Dorsalseite des Fußes nach oben richten, der wie ein kleiner Panzer sich vor den unteren Teil des Bauches legt.

Nun kommt das Männchen nach Hause!

Ohne zu zögern findet es die Mutter, legt den Kopf an ihren Hals, gibt seiner Freude mit langgestrecktem Halse durch ein kräftiges *eh e e e* Ausdruck, und wie ein Taktstoch fährt Hals und Kopf nach unten. In dieser Haltung bleibt das Tier zwei Sekunden stehen, um dann in eine mehr ungezwungeneren Stellung überzugehen.

Keines der fernen Bilder aus dem Tagesleben konnte sich bei unseren Gesprächen zurückdrängen. Alle Menschen erschienen, die nicht wissen, wie sie ihren Körper tragen sollen, und eitel die Köpfe reden. Groteske leblose Stellungen verfolgten uns wie die von Katatonikern, die krampfhaft in der Haltung bleiben, die man ihnen gegeben hat.

Als abends das Roach-Roach vielstimmig über den Hügel erscholl als einer der Rufe, die in diesem Augenblick tausendfältig in ähnlichem Sinne durch alle lebende Kreatur der Erde gingen, spann sich von selbst das Verhältnis Mensch — Tier noch weiter fort. Mit einem Male kamen mir alle Menschen in den Sinn, die jetzt durch Straßen und Dörfer ziehen, wo sie auch in der Welt wohnen.

Pinguine, Menschen, fast wurden sie verwandt, wie ich sie so eilig wandern sah.

Was habe ich, Ludwig Kohl, eigentlich vor einem Pinguin, einem Eisküpinguin voraus? Er ist ein Teil des Ganzen wie ich und hat viele Eigenschaften als Ehemann, um die ich ihn beneide. Kann man je seine geduldige Treue am Neste vergessen oder seine später entdeckte Fürsorge für sein Junges?

Er hat Fähigkeiten, die wir nicht haben, so daß nur Dumme die Grenze zwischen Mensch und Tier so scharf und überlegen ziehen. Haben wir auch den Kompaß erfunden und kennen die Kräfte, die ihm zugrunde liegen, so sind wir auch auf Wasserflächen, auf Steppen und Meeren auf ihn angewiesen. Müssen wir nicht den Pinguin bewundern, der, begabt mit einem magnetischen Sinn, aus der Wasserwüste täglich die Bucht, das Nest aus Tausenden findet, in Sturm und Nebel? Wenn aber wieder die erste Sturmnacht kommt, werde ich den Pinguin sogar beneiden, daß er so trostlos in seinem dichten Federwamse dem Südwest Rücken und Schwanz bietet, um sein Ei zu schützen, während wir frohlockend im Bette liegen und über das Wetter schimpfen.

Kinderspielplatz.

Von Zwan Heilbut.

Man muß die verschiedenen Gruppen einzeln für sich betrachten.

Zuerst sind da diejenigen Spielplatzbesucher, die sich in weißgeladenen, überwölbten Wagen heranfahren lassen, indem sie selber im Hintergrunde, von Gardinen fast gänzlich verdeckt, ihr Nachmittagschlässchen halten. Sie nehmen keine Notiz von der Welt, diesem frohen, sonnigen Bildsinn.

Die nächste Abteilung bilden die Herrschaften in ähnlichen Wagen, aber vorgerückterem Stadium. Sie sitzen aufrecht und sehen schon nicht mehr wie alte Leute aus; dafür können sie aber dem Erwachsenen aufs Gesicht blicken, daß dieser den Hut lästern und fragen möchte: Finden Sie mich so komisch, mein Herr —?

Dann kommen die Wagenbesitzer, die zur Ertüchtigung ihrer Weine gern ihre Equipage verlassen und nebenher oder dahinter marschieren. Es versteht sich von selber, daß sie etwa beim zehnten Schritt ihren Mut, auf so kleinen Füßen laufen zu wollen, mit einer Gleichgewichtsschwankung bezahlen müssen, die sie aber —

von einem Instinkt oder Gottes Engel beraten — so glücklich einzurichten verstehen, daß höchstens Hände und Knie in die Pfäue fahren, aber nie das Gesicht; das guckt in den Himmel.

Gefährlicher ist der Sturz, der den Angehörigen der nächsten Gruppe passiert. Diese jungen Leute sind in das Register als zum Laufen schon Berechtigte eingetragen; und nun geht es ihnen von Zeit zu Zeit, wie es einem zu schnell in die Höhe gekommenen Geschäftshaus auch manchmal geht —; sie vertrauen zu früh auf die Klippigkeit ihrer Gestalt, und gänzlich unvorbereitet fallieren sie. Die Angehörigen des bankrotten Menschleins warten dann atemlos angespannt, wie sich die Folgen entwickeln werden. Oh, die Folgen sind so wie das letztemal. Der Kleine auf den Bieren macht eine Pause und ein regungsloses Gesicht, als müßte sein unerfahrenes Gehirn sich erst in der Gemeinheit orientieren, die ihm passiert ist. Dann leuchtet das Bewußtsein von diesem Unglück herein — eins, zwei und eins . . . und das Menschlein heult. Auch das Erlebnis seiner Begleiterin hat mehrere Phasen. Zuerst ruft sie: „Ach“, dann macht sie: „dt dt“, indem sie mit ihrer Zunge einmal vor Mitleid, zum zweiten aber schon vor Ärger schnalzt. Nun ist ihre Stimmung aber fest verankert. Sie entschließt sich, den Schutzbefohlenen auf die Füße zu stellen, und alles, was an ihm beschmutzt worden ist, klopfte sie mit einer doppeldeutigen Energie.

Welch Fallissement! Zum Unglück noch Prügel! Ja, so ist die Welt.

Seht euch mal meine Nachbarin an, dies aristokratische Kinderfräulein!

„Fritj-Günther!“ sagt sie. Und wie sie das sagt, wird allen auf der Bank so ängstlich zu Mut wie dem kleinen Fritj-Günther.

„Was hast du wieder getan!“, sagt das Fräulein.

„Ich hab solchen Hunger . . .“, sagt der Kleine und befähigt den Stoff des Rockes, den das Fräulein trägt.

„Du willst doch wohl nicht mit ungewaschenen Händen essen, Fritj-Günther?“

„Warum nicht? Du kannst es mir ja in den Mund stecken.“

„Erst wasche die Hände. Dann wirst du zu essen erhalten.“

„Wenn ich mir aber die Hände gewaschen habe, werden sie doch wieder schmutzig.“

„Schämst du dich nicht, Fritj-Günther?“

„Du brauchst es mir doch bloß in den Mund zu stecken, Fräulein.“

„Der wird einmal ein bedeutender Philosoph“, sagt ein alter Herr auf der Bank, „solch einen Logiker habe ich noch nicht gesehen!“

Und Fritj-Günther entspringt. Lieber spielt er und hungert ein bißchen, eh' er so etwas Langweiliges tut, wie die Hände waschen.

Drei kleine Mädchen spielen Räthselraten. Sie machen das so: Sie deuten mit ihren Händen bestimmte Handlungen an.

„Was ist das?“ Die Kleine reißt sich die Lippen.

Die ganze Bank, auch der alte Herr mit dem Spitzbart, denkt, denkt angestrengt nach.

„Was ist das?“ Nun streicht sie sorgfältig die Augenbrauen.

Was kann das wohl sein? Die Erwachsenen auf der Bank sind, ihrer Dummheit wegen, verlegen.

Da leuchten die Augen der anderen Kleinen hell auf.

„Du färbst dir die Brauen!“

„Du schminckst dir den Mund!“

„Bravo! Geraten!“

Die Dame mit der Vornette und der Herr mit dem Spitzbart sehen sich an.

Scherz und Spott

Ersatz.

„Aber Max, ich habe mir ein Auto zum Geburtstag gewünscht und Du schenkst mir eine Perlenkette?“

„Ja Liebling . . . weißt Du — ich konnte nirgends eine Auto-Imitation auftreiben . . .“

(Tit-Bits.)

Dann natürlich.

„Das kann ich wohl sagen, Herr Krause, mein Kundenkreis wächst von Tag zu Tag!“

„Alle Wetter! In der heutigen Zeit! Was ist denn Ihre Branche?“

„Kinderkleider!“

(Berlingske Tidende.)

Zweiterlei.

„Dreißig Jahre bin ich verheiratet und jeden Abend war ich zu Hause!“

„Das nenne ich Liebe!“

„Ich nenne es Rheumatismus!“

(Muskete.)